

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvit.

4) Von Alfred af Hedestjerna.

Mama Hellvit, die ihre ganze Umgebung mit einem Blick ihrer gewöhnlichen allgemeinen Menschenliebe umfing, wurde dabei eine sehr feine, wohl etwa dreißigjährige Dame gewahr, die ganz allein an einem Tisch in der Nähe ihres eigenen saß und aussah, als wenn sie sich langweilte. Das war eine zu große Versuchung für das gute Herz der Frau Hellvit. Sie sprang schnell auf, ging zu der Unbekannten hin, grüßte artig und sagte mit ihrem sonnigsten Blick:

„Verzeihen Sie meine Dreistigkeit und nehmen Sie es mir nicht übel; aber möchten Sie nicht die große Freundlichkeit haben, sich auch an unsern Tisch zu setzen. Mein Name ist Emma Hellvit von Sultuna, und wir haben es so gemüthlich!“

Die fremde Dame biß sich in die Lippe, um ein spöttisches Lächeln und eine kühle Abweisung zu unterdrücken. Dann warf sie einen Blick auf die Gesellschaft, die ja ganz respektabel aussah, und einen zweiten in die schönen blauen Augen, die fast schimmernd vor Wohlwollen den ihrigen entgegenstrahlten. Die originelle Frau Hellvit begann schon am Platze bekannt zu werden, und es ging das Gerücht, daß sie sehr reich wäre . . .

„Ach, dies durchfuhr wie ein Blitz den Kopf der Unbekannten, dann erhob sie sich, grüßte verbindlich und sagte:

„Ich danke sehr für Ihre ungewöhnliche Freundlichkeit. Mein Name ist Oberstin Wärfeldt.“

„Ach, du lieber Gott! Ja, ich bitte noch einmal um Entschuldigung. Ach, entschuldigen Sie doch nur! Aber sehen Sie, ich bin nämlich vom Lande, Frau Oberstin, und wissen Sie, da bin ich nun einmal nicht im Stande, einen Menschen so in der Nähe eines Kaffeetisches unthätig sitzen zu sehen.“

Die Oberstin lachte ein wenig mit leichter Ironie.

„Aber das müssen Sie in jedem Falle hier am Ort zu lernen versuchen, Frau Hellvit, oder auf Ihren Kaffee verzichten, denn sonst fürchte ich, das könnte eine allzu große und mühsame Wirthschaft werden!“

Dann erfolgte die allgemeine Vorstellung und der Neuhinzugekommenen wurde servirt. Nach einigen Minuten nahm Frau Hellvit ihr feines Händchen zwischen ihre fleischigen Hände, sah ihr treuherzig ins Gesicht — ein ungewöhnlich schönes, brünettes Gesicht voll reizender Anmuth und zart, wie eine kunstvoll geschnittene Kamé — und sagte:

„Frau Oberstin! Na, das muß ich sagen! Entweder ist der Herr Oberst viel älter als Sie, oder es ist mit seiner Beförderung flott gegangen, wie der Fahnenjunker zu Karl XIV. Johann bei Schillingaryd sagte.“

Da zog eine dunkle Wolke über das Gesicht der Oberstin hin, und sie lachte und fragte mit erzwungenem Interesse, um der ziemlich unbescheidenen Frage auszuweichen:

„Was sagte der Fahnenjunker zu Karl Johann bei Schillingaryd, liebe Frau Hellvit?“

„Ach nein, so was, haben Sie niemals die alte Geschichte gehört? Ich glaubte, sie wäre so bekannt! Wahr ist sie, denn sie ereignete sich bei dem Manöver, als meine Großmutter bei Schillingaryd die Unteroffiziere und die Landwehr speiste . . . Ist Ihnen nicht wohl, Frau Oberst? Frieren Sie? O, sehen Sie, hier nehmen Sie meinen Schawl! So eine alte Dide, wie ich, die hat ihre Wattrirung auf sich! . . . Na, wo waren wir nun? Ja, wie gesagt, es geschah, als meine Großmutter die Unteroffiziere auf Schillingaryd speiste. Und sie hätte auch die Offiziere beköstigen dürfen, wissen Sie, Frau Oberstin, und sie hätten es bei anderen schlechter treffen können, das kann ich Ihnen versichern; aber der Oberstlieutenant begünstigte ein wirklich schlechtes Frauenzimmer, mit der er . . . Du hustest, Albert! Sitz da nur nicht und erkälte Dich! Gerda, hole Papa's Ueberrock!“

„Na, wie war das denn nun mit Karl Johann und dem Fahnenjunker, liebe Frau Hellvit?“ fragte die Oberstin.

„Ja, ach Du lieber Gott, also der Fahnenjunker war ein alter Mann, aber groß und stattlich, und stand auf dem

rechten Flügel, da erblickte der König ihn und ließ durch Brahe, den Reichsmarschall eine Frage an ihn richten, denn Sie wissen vielleicht, Frau Oberstin, daß es Karl Johann ein bißchen schwer fiel, schwedisch zu sprechen, außer wenn er zu fluchen anfing?“

„Ja, ich habe es gehört.“

„Na, wie sie denn so schwatzen, kam es heraus, daß der Fahnenjunker sein Offizierspatent gerade an demselben Tage bekommen hatte, wie Karl Johann selbst.“ „Sagt ihm das,“ sagte Karl Johann und lachte. Na, das that Brahe, und wissen Sie, was der Fahnenjunker darauf antwortete?“

„Nein.“

„Ja, er sagte: „Dann geht's sehr ungleich mit der Beförderung zu, Majestät.“ —

Ein paar Tage später war eine kleine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen aus der Kurgesellschaft auf einer Fuhrtour in die schöne Umgebung von Gesundbrunn unterwegs. Frau Hellvit fiel es schwer, mitzukommen, aber sie war froh und lebhaft und kämpfte tapfer gegen ihre Müdigkeit und ihre zwei Zentner an. Es war doch so herrlich! Die Tropfen vom letzten Regen glitzerten noch auf den Bäumen, die Vögel sangen, und die üppige frische Vegetation schien kaum Raum zu finden für ihre reiche Fülle in den dichten Gebüsch von „Schwedens schönem Garten“.

Plötzlich blieben Alle stehen; eine eintönige, salbungsvolle unangenehme menschliche Stimme unterbrach die Harmonie der lieblichen Stille.

Rechts am Wege lag eine kleine graue, elende, verfallene Hütte mit schmutzigen Fensterscheiben und Stützen an den Mauern. Alles zeugte von einem Elend, das sich um so greller bemerkbar machte in dieser Umgebung, in der die Natur ihre Gaben mit verschwenderischer Fülle ausgestreut hatte. Durch die offene, schmale, undichte Thür drangen bald ganz deutlich, bald nur als unverständliches Gemurmel von der salbungsvollen Stimme die folgenden Worte:

„. . . denn wie der Schöpfer nicht zuläßt, daß in der reichen Saat und Blüthe der Natur Reife und Ernte in anderer Ordnung folgen, als es seine Weisheit zuläßt, so läßt er auch nicht in Reiche der Gnade die Ordnung erschüttern, in der wir Vergebung der Sünden erlangen können . . . Denn welcher unwürdig ist und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht — beweine und unter Bluts Thränen bereue ein Leben so sündig, wie Deins, so voll Verbrechen und Elend, so . . .“

Frau Hellvit's Augen funkelten zornig auf, und ihr Unterkinn bebte.

„Wer wohnt da drinnen?“ fragte Gerda Hellvit erschauernd die Wirthin, Frau Berg, die mit von der Partie war.

„Ja, das ist der schlechteste Mensch von der ganzen Gemeinde Gesundbrunn. Er heißt Jansson und hat wegen Diebstahls und Schlägerei gefessen. Es ist nun zwar fast fünfzehn Jahre her, seit er das letzte Mal im Gefängniß saß, aber wer einmal anrüchig geworden ist, bleibt es. Alles scheint ihn, seine Frau und seine Kinder wie die Pest. Gestern hörte ich nun aber, daß er im Sterben liegen soll und Pastor Bommer bei ihm wäre. Das ist ein vortrefflicher Geistlicher. Siebt es eine Möglichkeit, den Diebs-Jansson zu retten, dann vollbringt er es!“

Die Erklärungen der Frau Berg wurden nur von einem Theil der Gesellschaft angehört; von den meisten übrigens recht gleichgiltig, von einigen sogar voll Ekel, von Frau Hellvit aber mit feuchten Augen und glühenden Wangen. Ein paar Mal öffnete sie den Mund, als wollte sie etwas erwidern, beherrschte sich aber und schwieg. Mankehrte nach einiger Zeit um und trat den Rückweg an. Die salbungsvolle Stimme in der elenden Hütte war verstummt, man vernahm von drinnen nur noch Schluchzen und ein leises Stöhnen. Frau Hellvit wandte sich an ihre Töchter:

„Ihr und Papa, Onkel und die Jungen bleibt hier stehen, die übrigen können, wenn sie wollen, weiter gehen.“

Und dann ging sie in die baufällige Hütte hinein. Mehrmals hörte man ihre Stimme, wie sie auf den Kranken tröstend einsprach . . .

Nach einiger Zeit stand Frau Hellvit mit einem Mal wieder ruhig und breit in der Thüre, aber mit einem feuchten

Schimmer in den großen blauen Augen und winkte ihrem Manne zu.

„Sieh mir einen Zehner, Lieber,“ flüsterte sie.

Als sie damit in der Stille gewesen war und wieder heraustrat und sich unter die Gesellschaft mischte, betrachtete man sie mit ganz anderen Blicken, als vorher. Sie hatten das Gefühl, als wenn die kleine Frau Hellvit ein paar Zoll gewachsen wäre. Es herrschte eine förmlich feierliche Stimmung in der Gesellschaft. Aber Frau Hellvit verschleuderte sie sogleich mit den freundlichen Worten:

„Heiliges Kreuz, die ganze Gesellschaft hat auf mich gewartet!“

Eine der Damen flüsterte empört ihrer Nachbarin zu:

„Nein, solch' eine Frau! Drinnen predigt sie wie ein Missionsprediger, und nun flucht sie wie ein Reitknecht!“

Diese Bemerkung vernahm auch Onkel Gustav. Zuerst ärgerte er sich für seine Schwägerin und murmelte ziemlich deutlich: „Alte M... M... Meertage!“ aber da er ein sehr gerechter Mann war, hielt er sich gleich darauf verpflichtet, einen Tadel auszusprechen. Er trat heran, ergriff die Schwägerin beim Arm und flüsterte:

„Liebe Emma, so was, wie Du s... soeben sagtest, m... mußt Du nicht sagen, das k... klingt so verd... damit unweiblich!“

Frau Hellvit sah ihren Schwager mit einem Blick an, in dem sich Bedauern und Schelmerei in komischer Weise paarten, und erwiderte:

„Da hast Du recht, Onkel Gustav, das ist eine alte, schlechte Angewohnheit von mir!“

III.

Es war Anfang Juli. In Gesundbrunn lag offenbar etwas in der Luft. Eine eigenthümliche Unruhe hatte die ganze Kurgesellschaft ergriffen. Nur einige wenige Eingeweihte wußten, was es war; die übrigen ahnten es nur. Wenn Frau Hellvit die Leute flüstern sah und mystische Gesichter machen, sagte sie sich unwillkürlich nach dem Kopf und sagte: „Kinder, mein Haar ist doch wohl in Ordnung?“

Der junge Axel aber versicherte treuherzig:

„Na, sehen Sie mich nur nicht an! Wahrhaftig, ich habe jetzt nichts Böses angestellt!“

Und Onkel Gustav, der auch eine Empfindung von der allgemeinen Spannung bekam, stellte sich vor den Barometer hin und sagte:

„Ich möchte nur wissen, ob wir nicht ein Gewitter bekommen?“

Aber der Zollamts-Assessor Ephraim Halldelin hätte nicht so ruhigen Herzens die Versicherung abgeben können, daß er „nichts angestellt habe, wie Axel Hellvit; ob es freilich etwas Böses war, konnte erst die Zukunft zeigen; es war nämlich ein — Theaterstück.“

Er gehörte zu den von den Hauptstadtdirektoren „berühmten Genies“, auch die Hauptstadtvorleger wußten ihn „nicht nach Gebühr zu schätzen“, und die Kritiker waren „die reinen Idioten“, aber nun hat er seine Rache, sein dreiaktiges Drama, „Die Missethaten der Eltern“ war von dem Vergnügungskomitee vom Gesundbrunn zur Aufführung angenommen und einige der Hauptrollen glücklich aus dem sich dafür interessirenden und kunstverständigen Kreise besetzt, ehe die übrige Gesellschaft mehr als eine dunkle Ahnung von der Sache hatte.

Einige waren gekränkt, das kreuzweis blidende Fräulein Berg lehnte eine Nebenrolle ab, weil man sie nicht zu den Vorbereitungen zugezogen hatte, und Onkel Gustav sagte beim Mittagstisch so laut, daß wenigstens zwei Leiter der Sache es hörten:

„W... w... warum haben Sie nicht unsere M... M... Mädchen geb... b... beten mitzuspielen, die doch am besten von allen aussehen. Sie k... konnten Anna wenigstens für die Dienst... m... mädchenrolle genommen haben!“

Aber das allgemeine Interesse für den großen Clou der Saison verdrängte bald all' den kleinlichen gegenseitigen Neid, und schließlich bewegten sich alle Gespräche und Gedanken nur noch um das bevorstehende Vergnügen.

„Die Missethaten der Eltern“ waren hauptsächlich erotischer Natur, und die Strafe kam in der Form, daß zwei von der Mutter innig geliebte Kinder, die Halbgeschwister waren, ohne eine Ahnung davon zu haben, sich in einander verliebten und tief unglücklich wurden, als sie auf Grund der Macht der Verhältnisse und der Beschaffenheit der Umstände auf die erträumte Seligkeit der Ehe verzichten mußten, was natürlich

der gemeinsamen Mutter und dem Vater des Mädchens tiefes Bedauern mit einem Zusatz von Gewissensqualen bereiten mußte.

Baron Sternfeldt hatte sich bereit erklärt, die Rolle des liebenden Halbbruders zu übernehmen, obwohl er erst spät gefragt worden, und die Oberstin Wärsfeldt, die bei Nicht noch sehr jung aussah, hatte von Anfang an versprochen, die liebende Schwester darzustellen, nachdem der alte Oberst, auf ihre schriftliche Anfrage, erklärt hatte, daß er nichts dagegen habe, wenn nur alles vorüber wäre, „bis er am Sonntag in vierzehn Tagen zum Besuch käme, denn dann wollte er nicht durch die Probenlauferei gestört sein“.

Alles machte sich gut, alle interessirten sich für die Sache, und der Assessor Halldelin überlegte auf seinen einsamen Spaziergängen am Bach-Ufer, was er verlangen sollte, wenn das Stockholmer „Dramatische Theater“ infolge des glänzenden Erfolges Unterhandlungen mit ihm einleiten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

In den Berliner Kunstsalons herrscht jetzt reges Leben. Seitdem die Große Berliner Kunstausstellung ihre Pforten geschlossen, ist der Konkurrenzkampf der kleineren Salons eröffnet, und eine Ausstellung drängt die andere. Es scheint ein bemerkenswerthes Symptom, daß schon wieder ein neuer Salon eröffnet werden konnte, der „Salon Ribera“ in der Potsdamerstraße. Berlin wird in immer erhöhtem Maße Kunstmarkt; nicht nur in der großen offiziellen, sondern auch in den kleineren Ausstellungen ist die Zahl der Verkäufe in der letzten Zeit bedeutend gestiegen. Diese Thatsache wird mehr als alles Andere den seit Jahren geführten „Kunststreit“, ob Berlin oder München in Deutschland künstlerisch die Führung habe, zu gunsten Berlins entscheiden.

Unter den Salons scheinen zwei neue die Führung an sich zu bringen, der von Keller und Reiner und der von Cassirer, von denen schon in diesen Blättern Notiz genommen ist. Neben der bereits erwähnten Ausstellung moderner französischer Meister enthält der erstere jetzt eine Sammlung von Werken Ludwig v. Hofmanns, der erst vor kurzem bei Gurlitt mit seinem Wilde „Frühlingssturm“ einen Triumph feierte. Man kann nicht sagen, daß dieser Eindruck durch die jetzt ausgestellten Werke noch vertieft würde. Jedes Wort, daß man gegen sie sagt, ist zu schwer, und doch, wenn man sie alle auf engem Raum zusammengedrängt sieht, so bleibt ein klein wenig der Eindruck des Flüchtigen, Leeren. Sie sind alle dekorativ von ausgezeichneter Wirkung, es sind glänzende Farbenharmonieen, aber es fehlt ihnen in etwas die Erdenfestigkeit, der Eindruck des Körperhaften, namentlich da, wo es sich um die Darstellung des menschlichen Körpers handelt. Vollkommen beherrscht ist freilich in einigen Bildern die Naturstimmung. Wie auf dem einen der Blick unter stark vom Rahmen überschrittenen Bäumen hin in die Tiefe geht, wie man von der kleinen Erhöhung des Vordergrundes auf den Waldbereich, der in der Mitte liegt, hinabsteht, wie die Sonne in breiten Streifen über den Nasen huscht, und hinten eine leise blaugraue Dämmerung sich um die Baumstämme breitet, das ist mit einer außerordentlichen Kraft gegeben; und auch in einem anderen Wilde, auf dem man von erhöhtem Standpunkt auf einen Meeresstrand hinablickt — man sieht nichts weiter als einen Ausschnitt des Ufersandes und der herantrollenden Wellen — ist das schwierige Problem, einen tiefer liegenden Ort darzustellen, für unser Empfinden klar gelöst.

Zu einem interessanten Vergleich bieten die Landschaften des Schotten James Paterson Gelegenheit, die in der zweiten Ausstellung von Cassirer's Kunstsalon zu sehen sind. Man wird auch von diesen nicht sagen können, daß in ihnen ein Stück Natur so lebendig wiedergegeben sei, daß es wie Wirklichkeit wirkt. Alle diese Landschaften sind in weichen, verschwimmenden grünen, braun- und gelbrothen Tönen gehalten; es sind die Stimmungen, die einer solchen Neigung des Malers entgegenkommen, der herintretende Abend, das dümmere Waldinnere, der Vorfrühling mit seinen zarten Farben und der Herbst in weichem Brauroth; oder die Sonne lämpft sich mühsam durch dichten Dunst und gießt einen goldig braunrothen Schimmer über die Dinge. Das ist alles von einer so traumhaft wirkenden Schönheit, die Farben wirken so eindringlich weich und einsämeigend wie Mistel, daß sich die Frage nach der Realität dieser Natur garnicht aufdrängt. Hofmann's Farben sind hell, sie sind glänzend, aber auch schärfer; in hellem Sonnenschein liegt meist die Natur bei ihm, und der Widerspruch zwischen dem jubelnden Leben in dieser und einer gewissen Startheit und Leblosigkeit in den Körpern macht sich um so stärker fühlbar. Bei Paterson ist noch eins bewundernswerth, die Technik. Er ist Aquarellist, eigentlich auch da, wo er mit Oelfarben arbeitet, wie überhaupt die Aquarelltechnik in England und besonders in Schottland ihre höchste künstlerische Durchbildung erfahren hat. Nicht ängstlich in einander vertrieben und verwaschen, sondern frisch nebeneinander gesetzt, mit den scharfen Grenzlinien, die ihnen eigen sind, erscheinen die einzelnen Pinselstriche, und doch

— welcher Duft ist in diesen Farben in der Gesamtwirkung! Und welche kraftvollen Wirkungen geben sie in dieser Behandlungsweise her! Weit dehnt sich auf dem einen dieser Bilder die braune, hügelige Haide, in mächtigen Ballen ziehen die Wolken darüber hin. Auch in prächtigen Blumenstücken und in einem Porträt offenbart sich derselbe Künstlergeist.

Schwerer, stärker im Leben wurzelnd erscheint der zweite Maler, der in derselben Ausstellung erschienen ist, Jean Francois Raffaelli (Paris). Er ist in Berlin nicht mehr fremd, Bilder von ihm waren vielfach hier zu sehen; aber seine Vielseitigkeit und seine volle Bedeutung tritt doch erst in dieser Ausstellung hervor. Raffaelli's Stoffgebiet giebt Paris, das Straßenleben in Paris und die nahe Umgegend der Stadt. In den Straßenbildern ist das Durcheinander von Menschen und Wagen, das hastige Treiben, das sich an den großen Steinflößen zu beiden Seiten hinschiebt, mit außerordentlich lebendiger Wirkung dargestellt, meist in großen Ueberblenden, wobei dann die einzelnen Menschen nur klein und in den Umrissen gegeben erscheinen, so daß in der Bewegung der Massen der Hauptreiz liegt. Köstlich sind aber auch die ganz kleinen Bilder, auf denen vorn eine Figur fast den Rahmen füllt: eine Dame schreitet in grazioser Bewegung über einen Platz, oder ein Arbeiter steht aufrecht gegen einen landschaftlichen Hintergrund. Raffaelli's Farben sind bei allen diesen Stoffen zart, wenn auch ein wenig schwer hingestrichen; ein feines Weißgrau giebt den meisten Bildern die Note. Er versucht auch, namentlich bei Landschaften, mit anderen Mitteln nachzuhelfen, um lebendiger zu wirken. So hat er in einer düsteren Schneelandschaft das lahle Geäst der Bäume zu den Seiten eines Weges mit Farbstiften gezeichnet. In diesen Landschaften, in deren Hintergrund rauchende Schöte die Stadt anzeigen, giebt er vorzügliche, schwermüthige Stimmungsbilder, die meist durch Figuren belebt sind; auf der einen steht z. B. ganz vorn in traurigem Sinnen ein alter Lumpensammler. Auch Raffaelli hat vorzügliche Blumenstücke gemalt.

Der dritte Künstler, den Cassirer's Salon zeigt, ist F. L. J. Rops, der kürzlich in Paris verstorbene Radierer. Von ihm ist damals gesprochen worden. So viel man auch gegen seine Art, die das Geschlechtsleben des Menschen mit zynischer Offenheit und mit grausamer Satire zum Gegenstand seiner Kunst machte, einwenden mag, eins ist sicher und wird durch die ausgestellten Blätter von neuem bestätigt: er war ein Meister in seiner Kunst, der Radirung, der durch die wenn auch krankhafte und ziellose, so doch grandiose Phantastik wie durch die Meisterhaftigkeit in der Behandlung der schwarzen weißen Fläche, durch die kraftvolle Führung der Radirnadel, durch die überlegene Sicherheit in der Darstellung des menschlichen Körpers und, was nicht übersehen werden darf, durch die Kunst der Komposition auch dem Widerstrebenden Achtung abfordert.

Das Programm, das dieser neue Kunstsalon durchzuführen beabsichtigt, immer nur Kollektionen von Gemälden eines oder mehrerer Künstler anzustellen, verdient erwähnt zu werden, wenn auch zu befürchten ist, daß es auf die Dauer schwer erfüllbar sein wird. Gerade bei der übergroßen Zahl der Ausstellungen und der in ihnen vertretenen Künstler ist es gut, daß hier ein Gegengewicht geboten wird, daß sich aus der verwirrenden Fülle markante Künstlerpersönlichkeiten herausheben.

Den größten Erfolg beim Berliner Publikum hat gegenwärtig die Leubach-Ausstellung bei Schulte. Es sind vierzig neuere Werke des Meisters da, darunter viele Damenportraits und die löstlichen Bilder seiner Kinder, der hellen Marion und der braunen Cecilia. Neu ist ein stark hervortretender Zug zu lebhafterer Koloristik; ein starkes Blau erscheint oft gegen ein tiefes Roth in seiner Harmonie gearbeitet, während früher das ewige Vorn, der „Gallerieton“, die Freude an Leubach's Werken stark beeinträchtigte. Andererseits tritt wieder die Begrenzung in der Begabung des Meisters auffallend hervor. Seinen eigenen derben Kopf, den des alten Hermann Lingg, den Bismarck's hat er mit der gewohnten Kraft der Charakteristik gemalt; aber er wird rathlos vor einem Damengesicht, dem das Großzügige fehlt, das nur durch anmuthige Linien fesselt. Man steht fast, wie er sich bemüht, einer charakteristischen Zug hineinzu bringen, wie eine starke Bewegung des Kopfes, ein paar geöffnete Rippen das am inneren Gehalt Fehlende ersetzen sollen. Bei allen interessanten Einzelheiten ist gerade das Beste an Leubach's Portraits die zwingende Gewalt des seelischen Ausdrucks in ihnen nicht vorhanden; sie erscheinen fast gequält. Daß Leubach nicht etwa die Frau überhaupt nicht darstellen könne, zeigen die Bildnisse seiner Frau und einer Engländerin und vor allem ein Bild „Voluptas“: Mit entlöstem Oberkörper steht vor uns ein Weib, der Kopf ist zurückgeworfen, das dicke dunkle Haar fällt aufgelöst über die Schultern herab, die Arme sind erhoben; in der ganzen Haltung und in den Zügen des Gesichts erscheint ein Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht von erschütternder Kraft. — hl.

Kleines Feuilleton.

c. Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten ist außerordentlich groß; zudem sind sie reich ausgestattet und jedermann leicht zugänglich. Man zählt dort gegenwärtig, wie das „Journal des Débats“ mittheilt, ungefähr 2000 Bibliotheken, die jährlich etwa 30 Millionen Bände jeder Art ausleihen. Selbst in den kleinsten Dörfern findet man Bibliotheken.

Zu Chicago ist die öffentliche Bibliothek in einem wahren Palast untergebracht, dessen Errichtung nicht weniger als 8 Millionen Mark gekostet hat. In Boston ist die Bibliothek noch schöner und reicher, das Gebäude hat 10 Millionen gekostet. Diese Bibliothek enthält 700 000 Bände und hat 250 Beamte. —

— Eine neue Methode zur Darstellung von Diamanten.

Nach einer Notiz in der „Elektrotechnischen Zeitschrift“ ist es Guirino Majorana gelungen, aus Kohlenstoff künstliche Diamanten zu erzeugen, nach einer Methode, die der von Moissan im Prinzip ähnlich ist, nämlich unter Anwendung eines hohen Druckes und einer hohen Temperatur. Majorana erzeugte den hohen Druck durch Explosion von Schießpulver und die erforderliche Temperatur durch den elektrischen Lichtbogen. Die Versuchs-Anordnung ist folgende: In einem Hohlzylinder aus ungehärtetem Stahl, der zur Aufnahme des Pulvers bestimmt ist, und der zum Schutz mit einer Anzahl verholzter, horizontaler Eisenringe versehen ist, befindet sich ein Kolben, der bei der Explosion des im Stahlzylinder befindlichen Pulvers nach unten gestoßen wird. Der Kolben hat unten einen zylindrischen, stählernen Ansatz von 1 Zentimeter Durchmesser, in welchen ein Kohlenstäbchen von etwa 2 Gramm Gewicht eingepaßt ist. Unmittelbar unter diesem Kohlenstückchen befindet sich ein ebenfalls durch Eisenringe geschützter Hohlzylinder, in den das Kohlenstückchen bei der Explosion hineingestoßen wird. Der Apparat ist stark genug, um einen Druck von 5000 Atm. auszuhalten. Das Kohlenstückchen wird mittels eines doppelten Lichtbogens erhitzt. Die Entzündung des Pulvers, etwa 70 Gramm, in dem Stahlzylinder wird durch einen Platindracht bewirkt, den man durch einen elektrischen Strom zum Glühen bringt. Zur Herstellung des Kohlenstückchens eignet sich nur Wogenlampenohle; nur diese hält dem doppelten Lichtbogen stand. Die Explosion wird 15 bis 20 Sekunden nach dem Zustandekommen des Lichtbogens hervorgerufen.

Die aus jedem Versuche resultierenden 2 Gramm komprimierte Kohle wurden in kleine Stücke zerschlagen und zur Beseitigung fremdartiger Bestandtheile und zur Zerstörung noch vorhandener amorpher Kohle mit verschiedenen Säuren behandelt. Es kamen so theils undurchsichtige, theils durchsichtige Theilchen von hohem Lichtbrechungsvermögen zum Vorschein. Unter den undurchsichtigen Theilchen zeigten einige Kanten wie ein würfelförmiger Krystall, andere hatten die Form einer Warze. Einige Krystalle waren in der Mitte durchsichtig, sonst undurchsichtig. Die durchsichtigen und schwarzen Theilchen gleichen in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Säuren, ihrem spezifischem Gewichte, ihrer Härte und krystallinischen Struktur genau dem natürlichen Diamanten. —

Kunst.

— Infolge des Preisausschreibens zur malerischen Ausschmückung des Festsaals im Rathhause zu Altona vom 15. April d. J. sind 25 Entwürfe eingeliefert worden. Die durch drei Vertreter der Stadt Altona verstärkte Landes-Kunstkommission hat als Preisgericht folgende Preise zuerkannt: den ersten Preis von 4000 M. dem Maler O. Markus-Berlin, den zweiten Preis von 2000 M. dem Maler Ludwig Deitmann-Berlin, den dritten Preis von 1000 M. dem Maler Professor Arthur Kampf-Düsseldorf. Außerdem hat die Kommission beantragt, für die Arbeiten der Maler I. Hans Olde in Seelamp bei Friedrichsort, sowie 2. Klein-Chevalier und Weder in Düsseldorf zwei weitere Preise von je 1000 M. zu bewilligen. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Einführung der Steilschrift in den Schulen hat den neuen österreichischen Landes-Sanitätsrath im vorigen Monat beschäftigt auf grund einer Anfrage des Landes-Schulraths, ob gesundheitliche Rücksichten für die Einstellung bezw. Fortsetzung der Versuche mit der Steilschrift in Schulen geltend zu machen sind. Die erstgenannte Behörde, die einen Sachmann auf dem Gebiete der Orthopädie und zwei auf dem der Augenheilkunde zugezogen hatte, sprach sich, wie die „Wiener Medizinische Wochenschrift“ berichtet, mit Entschiedenheit für die Fortsetzung der Versuche aus, da die Körperhaltung der Schüler bei dieser Schriftart eine bedeutend gesündere wäre, als bei der jetzt gebräuchlichen Kursivschrift. —

Kulturgeschichtliches.

gk. Wo war die Wiege der Zivilisation? Palästina, China, Indien und Egypten sind alle schon von Alterthumsforschern als die Länder angeprochen worden, in denen der Mensch aus dem Zustand völliger Wildheit herauswuchs und zu den Anfängen der Kultur kam. Ausgrabungen, die in den letzten Jahren von Amerikanern in dem Delta am persischen Golf, das durch die Mündungen des Tigris und Euphrat gebildet wird, veranstaltet wurden, lassen es nunmehr als sicher erscheinen, daß hier der Ort ist, an dem sich die älteste menschliche Kultur, schon um 7000 v. Chr., nachweisen läßt. In der letzten Nummer der „Academy“ werden die Ergebnisse der neuesten Entdeckungen über die Ureinwohner dieses Landes, die „Sumerier“ zusammengefaßt. Die Sumerier scheinen darnach zu der gelben Rasse gehört zu haben. Ihre Sprache bildete zusammengesetzte Worte, durch bloße Zusammenziehung unveränderter Wurzeln. Sie hatten bartlose Gesichter und wahrscheinlich stumpfe Nasen, und es scheint, daß ihre Haare schwarz waren. Es giebt einige Gründe, die zu der Annahme führen, daß

sie ursprünglich aus einer kälteren und hügeligeren Gegend gekommen sind. Sicher ist, daß sie zu der erwähnten Zeit schon manches Jahrhundert oder gar Jahrtausend angesiedelt waren, und daß sie dort eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe erreicht haben. In der Zeit, als die Ägypter noch behauene Steine zu Waffen und Werkzeugen benutzten, hatten die Sumerier schon solche aus Kupfer und Bronze, und ihr Töpferzeug war so vortrefflich in Qualität und Aussehen, daß es dem der Griechen in späterer Zeit nahe steht. Sie hatten ein groß angelegtes Bewässerungssystem mittels Kanäle, und sie hatten aus Ziegeln, die sie in der Sonne branten, stattliche Paläste und Tempel gebaut, die mit Nöhrenleitungen und geschlossenen Gewölben versehen waren. Aber ihr größter Fortschritt war wohl der, daß sie die Kunst des Schreibens bekamen. Sie haben Inschriften hinterlassen, die sie in weichen Thon eingraben, in Schriftzeichen, die nachher als cuneiform bekannt waren, die aber damals deutlich die Spuren der Bilderschrift trugen, aus der sie sich entwickelt hatten. Die Geschichte dieses Volkes, soweit wir sie kennen, zeigt die ewigen Zwistigkeiten, zu denen zivilisierte Nationen immer gezwungen werden, die in Berührung mit barbarischen Nachbarn leben. Um 4500 v. Chr. wurden die Sumerier von den Semiten besiegt, und der semitische König erscheint als Herrscher des Landes. Die Semiten müssen der Kultur leicht zugänglich gewesen sein; denn während ihrer Kämpfe mit den alten Einwohnern nahmen sie allmählig deren Kultur an. Sie brachten auch die Sumerier dazu, Eroberungszüge in fremde Gebiete zu machen. Unter ihrer Leitung zogen mesopotamische Heere aus, um die damals bekannte Welt zu erobern; sogar bis ans mittelländische Meer kamen sie und ergriffen von Cypern Besitz. So eroberten sie auch ganz West-Indien und gründeten das Königreich Assyrien. Obgleich die alte Sprache der Sumerier durch den semitischen Dialekt in der Umgangssprache verdrängt worden war, wurde die Kenntniß derselben zu religiösen Zwecken bewahrt. Noch im Jahre 848 v. Chr. fand ein Wiederaufleben des Sumerischen statt; die Einwohner von Babylon schrieben damals fliehend sumerisch, allerdings ebenso unkorrekt, wie etwa ein Mönch im Mittelalter das Lateinische. Es ist freilich damit noch nicht gesagt, daß, wenn auch das Euphratthal der älteste Kulturort war, es auch das einzige Centrum gewesen ist, von dem die Kultur sich ausbreitete. Jedoch scheint auch diese Annahme äußerst wahrscheinlich. Auch Ägypten verdankt z. B. die Schriftzeichen dem mesopotamischen Einfluß. Dasselbe gilt von China, das lange, aus chronologischen Gründen, als ältester Staat angesehen wurde. C. J. Ball und Terrien de la Couperie haben es mit guten Gründen nachgewiesen, daß die Chinesen ihre Sprache und das Fundament ihrer Kultur ebenfalls von den Sumeriern erhielten. Es bleibt also noch Indien, aber die ersten Spuren einer Kultur lassen sich auch dort nicht früher als 3000 v. Chr. erkennen.

Physiologisches.

u. Wirkung des Lichtes auf Mensch. u. Thiere. Es steht seit Alters her fest, daß die Pflanzen in ihrer ganzen Entwicklung vom Licht ebenso abhängig sind, wie vom Vorhandensein einer genügenden Nahrung, und man wußte schon lange, daß auch auf niedere Thiere das Licht eine starke Einwirkung allgemeiner Art ausübt. Im Gegensatz dazu aber glaubte man lange Zeit, daß für höhere Thiere und für den Menschen das Licht nur einen Empfindungsreiz des Auges bilde, daß es für diese Thiere aber im übrigen ohne Einfluß und ohne Wirkung sei. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß dies eine völlig unrichtige Auffassung war. Gerade so wie bei den Pflanzen, das für ihre Ernährung so wichtige Blattgrün sich nur im Lichte entwickeln kann, ist auch für die Entwicklung gewisser Blutbestandtheile des Menschen und der höheren Thiere die Anwesenheit von Licht unbedingt erforderlich, und von dem Vorhandensein dieser nur im Licht entstehenden Blutbestandtheile hängt die Gesundheit des Menschen und der Thiere ab. Daher kommt es, daß Menschen, die ganz gesund und im Besitz einer ausreichenden Nahrung sind, sich aber aus irgend welchen Gründen längere Zeit in ungenügend beleuchteten Räumen aufhalten, zum Beispiel Soldaten im Arrest, bleich und fahl aussehen. Solche Leute gleichen in ihrem Aussehen Pflanzen, die im Dunkeln dahinvegetieren, und bei Weiden ist die Ursache des leidenden Zustandes dieselbe: das Fehlen des Lichtes. Daß das Licht auch sonst gewisse, im einzelnen noch nicht näher bekannte Reize auf den Menschen ausübt, wird ja auch durch das bekannte Romberg'sche Phänomen bewiesen. Gewisse Leute, die im hellen Raum und mit geöffneten Augen aufrecht stehen, fallen im Dunkeln oder bei geschlossenen Augen sofort zu Boden. Dies Romberg'sche Phänomen ist ein Haupterkenntnißmittel für bestimmte Erkrankungsformen des Rückenmarkes.

Aus der Pflanzenwelt.

Was ist China-Gras? Das China-Gras ist eine vornehmlich in China wachsende Gespinnspflanze, die wegen der unübertroffenen Länge und Dike ihrer Bastfasern in gewisser Beziehung sogar dem Flachse vorzuziehen ist. Man hat den Werth der Pflanze für die europäische Industrie frühzeitig erkannt und sie auch außerhalb ihrer Heimath, in Indien, in Amerika und auch im südlichen Europa anzubauen versucht. Trotz ihrer asiatischen Abkunft trägt die Pflanze einen wissenschaftlichen Namen, der einen deutschen Ursprung hat. Ihre Gattung heißt nämlich Boehmeria, und dazu tritt als Artnamen für das eigentliche China-Gras die Bezeichnung nivea.

Weiterhin gehört die Gattung zu der Familie, die nach der Brennessel (Urtica) den Namen der Urticaceen trägt. Das China-Gras wird seinerseits häufig verwechselt mit einer in Indien heimischen Gespinnspflanze von ähnlichem Werthe, deren Faser unter dem Namen Ramie oder Rameh im Handel bekannt ist, sie gehört botanisch zu derselben Gattung wie das China-Gras und hat den Namen Boehmeria tenacissima erhalten; die Ramie-Faser wird auch als Mhea-Ganz bezeichnet. Letztere Pflanze und das eigentliche China-Gras sind derart mit einander in Verwechselung gerathen, daß sie jetzt im Sprachgebrauche kaum mehr von einander getrennt werden können. Es ist aber auch nicht unmöglich, daß die indische Ramie-Pflanze nur eine Varietät des China-Grases ist. Das China-Gras, das in China unter dem Namen Tschu-ma bekannt, und eine Pflanze mit unterseits weißberflizten Blättern ist, wurde zuerst von den beiden englischen Botanikern Hooker und Arnott beschrieben; sie wächst in mäßig warmen Gegenden, außer ihrem Heimatlande vorzugsweise in Nord-Amerika, Süd-Frankreich und Algier. Die Ramie-Pflanze gedeiht in mäßigem Klima nicht, ihre Heimath ist außerhalb Indiens besonders die Halbinsel Malakka und die benachbarten Inseln.

Humoristisches.

— Vergangene Zeiten. Sie: „... Sogleich kommt ein langer Tunnel!“
 Er: „Schade, daß wir verheirathet sind.“ —
 — Wörtlich besolgt. Gast: „Was — solche Preise soll ich zahlen? Und dabei habe ich noch vielen Herrschaften das Hotel besonders warm empfohlen!“
 Oberkellner: „Das löme er Ihnen nicht hoch genug anrechnen, meinte eben der Chef.“ —
 — Aus der Schule. Lehrer: „Womit glaubt man zu begründen, daß an stette der Wüste Sahara einmal ein großer See war?“
 Schüler: „Weil die Keger heute noch in Schwimmbad herumschwimmen!“ —
 („Meggend. Hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Der Einakter-Rhklus „Die Befreiten“ von Otto Erich Hartleben ist nunmehr auch als Buch bei S. Fischer, Berlin, erschienen. —
 — In dem Kunstverlag von A. Hildebrandt ist eine „Richard Wagner-Radirungs-Postkarte“ erschienen. Von demselben Verlage wird vom Januar ab eine illustrierte Monatschrift „Die Künstler-Postkarte“ herausgegeben werden. —
 — In der „Militär-Musiker-Zeitung“ findet sich das folgende Inserat: „Ein tüchtiger Trompeter der Kavallerie oder Artillerie gesucht, welcher bereit ist, bei mir hier Stellung als Musiker und Dirigent meiner Knabenkapelle zu übernehmen. Fahren wird eventuell gelehrt. Freie Station, monatlich 35 Mark Gehalt und 20 Mark Musikkelder. Konzertverdienst extra u. i. w. Graf v. Hagenburg, Friedewald, Rheinproving.“ —
 — In Schwiebsburg bei Marburg hat eine Feuersbrunst den halben Ort eingäschert. —
 — Ein Kaufmann in Wien hatte seinem früheren Miether eine offene Karte geschrieben mit der Aufforderung, dieser solle eine zerbrochene Fensterscheibe machen lassen, da die Welt sonst annehmen könnte, er sei ein —. Durch den Gedankenriß fühlte sich der Empfänger der Karte in seiner Ehre verletzt, weshalb er gegen den Wirth eine Ehrenbeleidigungs-Klage anstregte. Der Angeklagte wurde freigesprochen. —
 1. In neuester Zeit nimmt die Verfälschung von Weizenmehl in Frankreich ganz außerordentlich zu, was darauf zurückzuführen ist, daß Reis aus den Kolonien zollfrei eingeführt werden kann. Deshalb wird auch zumeist Reismehl zugelegt, das wesentlich billiger ist als gutes Weizenmehl. —
 2. In Frankreich soll eine Versicherungsgesellschaft folgender Art gegründet werden: Ein Brautpaar zahlt am Tage seiner Hochzeit an die Gesellschaft 500 Franks. Wenn es dann im Laufe von sechs Jahren fünf lebende Kinder aufweisen kann, erhält es von der Gesellschaft 60 000 Franks, anderenfalls sind die 500 Franks verloren. —
 — Die Weinproduktion Frankreichs im Jahre 1898 ist nunmehr auf grund der offiziellen Dokumente bekannt. Sie erreicht 32 282 000 Hektoliter, um 68 000 Hektoliter weniger als im Vorjahre, und bleibt um 495 000 Hektoliter hinter dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre zurück. Dazu kommen noch 4 1/2 Mill. Hektoliter aus Algerien und etwa 300 000 Hektoliter aus Korsika, so daß die gesammte Produktion 37 Millionen Hektoliter übersteigt. Der Alkoholgehalt ist durchschnittlich um 2 Grad höher als im Vorjahre. Der Gesamtwert der Weinproduktion wird auf 961 760 000 Fr. geschätzt.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. Dezember.